

Panini BOOKS

BEREITS ERSCHIENEN:

Steve Whitton

SACRED Band 1:

Die Chronik von Ancaria I – Engelsblut

ISBN 978-3-8332-1149-2

Steve Whitton

SACRED Band 2:

Die Chronik von Ancaria II – Sternental

ISBN 978-3-8332-1276-5

Michael J. Parrish

SACRED Band 3:

Das Elfentor

ISBN 978-3-8332-1391-5

A. D. Portland

SACRED 2: Der Schattenkrieger

Die Vorgeschichte zum Game

ISBN 978-3-8332-1572-8

A. D. Portland

SACRED 2: Schattenkrieger II –

Der Dämonenkristall

ISBN 978-3-8332-1739-5



DER DÄMONENKRISTALL

Roman
von A. D. Portland

Panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

SACRED2: Schattenkrieger II – Der Dämonenkristall von A. D. Portland
Basierend auf dem Computerspiel SACRED2 von Ascaron Entertainment.

Deutsche Ausgabe erschienen bei Panini Verlags GmbH,
Rotebühlstraße 87, 70178 Stuttgart.

SACRED, SACRED2 and all related names and characters
© 2008 Ascaron Entertainment. All Rights Reserved.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Lektorat: Peter Thannisch
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart
Cover art by Ascaron Entertainment
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: Nørhaven Paperback A/S, Viborg, DK
Printed in Denmark

1. Auflage, Juli 2008
ISBN 978-3-8332-1739-5

www.paninicomics.de/videogame
www.sacred-game.com

PROLOG

DER CHRONIST

Ich bin allein.

Das Kratzen der Feder auf dem Pergament ist das einzige Geräusch, das an meine Ohren dringt. Tag für Tag. Nacht für Nacht.

Jahr für Jahr.

Buchstaben sind meine einzigen Gefährten, ohne Unterlass fließen sie aus meiner Feder. Sie vereinigen sich zu Worten, und aus den Worten werden Sätze, und aus den Sätzen formen sich Absätze wie die Kolonnen eines endlosen Heeres. Endlos, doch ohnmächtig: Die Feder ist die mächtigste Waffe, heißt es, doch in meiner Hand ist sie nur das Symbol meiner Machtlosigkeit. Die Götter selbst haben mich verbannt aus der Welt, und doch – wie zum Hohn – ist mir nichts fremd, was in dieser Welt vor sich geht. Kein Blatt fällt von einem Baum, ohne dass ich es notieren muss. Kein Kind wird geboren und kein alter Mann stirbt, ohne dass ich es in meine Chronik aufnehme – sei es der niedrigste unter den Bauern oder der herrlichste unter den Königen. Keine Heldentat entgeht meinem Blick, kein schmähliches Verbrechen bleibt vor mir verborgen.

Ich bin der Chronist.

Die Welt Ancaria liegt vor mir: Die Gegenwart ist ein offenes Buch, an dem ich weiterschreibe, die Vergangenheit eine Pergamentrolle in den Regalen hinter meinem gebeugten Rücken, die Zukunft sind die noch unbeschriebenen Seiten vor mir, und sie reichen bis ans Ende der Zeit.

Das ist meine Aufgabe. Das ist mein Fluch.

Ich habe vergessen, seit wie vielen Jahrhunderten ich diese Fron verrichte, und es spielt keine Rolle. Die Zeit verliert ihre Bedeutung, wenn man das sich ewig wiederholende Treiben der Bewohner dieser Welt aufzeichnet: Aus träumenden Jungen werden Krieger, aus Kriegeren Feld-

herren, aus Feldherren Könige. Dörfer wachsen heran zu Städten, dann zu Königreichen. Schlachten werden geschlagen und enden in blutigen Niederlagen oder noch blutigeren Triumphen. Doch am Ende ist nichts gewonnen: Irgendwann zerfallen die Mauern der Reiche zu Staub, ebenso wie die Knochen der Könige. Und aus dem Staub steigt neues Leben auf, werden neue Träume geboren.

Alles ist schon einmal geschehen, alles wird wieder geschehen.

Ich bewerte nichts, ich notiere nur die Dinge, wenn sie geschehen. Doch manchmal, einmal in hundert oder in tausend Jahren, kristallisiert sich eine Geschichte aus dem Malstrom der Historien heraus und überdauert die Zeiten wie ein Diamant. Eine solche Geschichte wird von Generation zu Generation weitergereicht, bis sie zu einer Legende wird. So wie die Geschichte des Kriegers, der durch einen dunklen Zauber um den Frieden seines eigenen Todes betrogen wurde, eines Kriegers namens Garland. Und während sich Garland's Schicksal erfüllt, notiere ich getreulich alles, was ihm widerfährt. Und es beginnt mit einem Pfeil, abgefeuert hinter seinem Rücken ...

I .

... der zischend wie ein böses Insekt auf den Krieger zuraste. Das zusammengenähte Fell erlegter Wildtiere reichte nicht aus, um den breiten Rücken und die darauf eingeritzten Tätowierungen vollständig zu bedecken. Und Garlan, die Augen auf das flackernde, spärliche Lagerfeuer gerichtet, rührte sich nicht. Kurz: Der Krieger war schwerer zu verfehlen als das Palasttor eines verschwenderischen Königs.

Erst als es fast zu spät war, schnellte Garlan aus dem Schneidersitz in die Höhe, seine Muskeln kaum weniger gespannt als die Bogensehne, die den Pfeil abgeschossen hatte. Mit einer Behändigkeit, die man dem massigen Krieger niemals zugetraut hätte (ein Fehler, der schon vielen Gegnern das Leben gekostet hatte), wirbelte Garlan herum.

Nur noch drei oder vier Fuß kalte Luft trennten Garlans Brust von der Spitze des tödlichen Geschosses. Keine Macht auf Erden hätte ihn mehr vor dem Ende bewahren können.

Doch Garlan war nicht auf die Mächte des Diesseits angewiesen. Statt vergeblich zu versuchen, dem Pfeil noch auszuweichen, machte er eine schnelle Bewegung aus dem Handgelenk, fast als wollte er ein lästiges Insekt verscheuchen, und plötzlich verharrte der Pfeil mitten in der Luft, um einen Augenblick danach auf seinen Schützen zurückgewirbelt zu werden.

Leandra schrie auf, als sie sich wegduckte und ihr eigenes Geschoss knapp über ihrem Kopf vorbeisauste und in der Steppe verschwand.

„Vorsicht!“, rief die Halbfelfe und blickte Garlan böse an. „So

was kann ins Auge gehen. Und nicht jeder hier ist immun gegen spitze Objekte!“ Leandra stemmte eine Faust in die Hüfte, während sie in der anderen Hand den Bogen hielt. „Außerdem wäre ich dir sehr verbunden, wenn du mich nicht dauernd bitten würdest, mit irgendwas auf dich zu schießen. Wenn du dich umbringen willst – wir sind vor ein paar Stunden an einer Schlucht vorbeigekommen!“

Sie stapfte kopfschüttelnd auf das Lagerfeuer zu.

Garlan machte eine beruhigende Geste. „Tut mir leid, Leandra“, sagte er, „aber diese Übungen sind sehr wichtig für mich, das weißt du. Je mehr ich lerne, instinktiv mit den Fähigkeiten eines Schattenkriegers umzugehen, umso besser kann ich diese Kräfte beherrschen, ohne dass *er* mich beherrscht ...“

Leandra nickte. Sie wusste nur zu gut, wen Garlan mit „er“ meinte: Seit der Großinquisitor ihn von den Toten heraufbeschworen hatte, hauste eine zweite, dunkle Gewalt in Garlans Seele: der Schattenkrieger, der nur darauf wartete, die Kontrolle über Garlan zu übernehmen, um sodann seine eigenen Ziele zu verfolgen. Leandra schauderte, als sie an den Kampf gegen den Tempelwächter dachte, bei dem der Schattenkrieger beinahe die Macht über Garlan gewonnen hatte.

Garlan nahm eine Hasenkeule vom Feuer. Sie war mager und klein, aber Garlan hatte sie mit einer Schicht aus Kräutern und Beeren versehen, die er auf dem Weg hierher aufgesammelt hatte.

Der Krieger erkannte, dass Leandra sich im gleichen Maße beruhigte, wie der Geruch des Fleisches in ihre Nase stieg. Er reichte ihr die Keule, und die Halbfelfe nahm sie ihm aus der Hand („Pranke“ wäre der bessere Ausdruck gewesen) und schnüffelte genüsslich daran, bevor sie einen großen Bissen nahm.

„Nicht viel dran, aber lecker“, schmatzte sie und gab Garlan einen freundschaftlichen Stoß mit dem Ellbogen. Kaum vorstellbar, dass in diesem gutmütigen Schrank von einem Kerl eine gefährliche schwarze Seite lauerte. „An dir ist ein Koch verloren gegangen. Ich frage mich, was du am Herd zaubern könntest, wenn

du richtige Zutaten hättest. Wo hast du gelernt, solche Speisen zuzubereiten? Sag nicht, dass gehörte zu deiner Zeit zur Grundausbildung eines Kriegers!“

Garlan zuckte mit den Schultern. „Im Grunde schon. Wenn ein Trupp von Soldaten mehrere Tage oder Wochen durch das Hinterland eines Feindes schleicht, ist die Marschverpflegung wichtig, um die Moral aufrechtzuerhalten. Du kannst deinem Körper nichts abverlangen, was du ihm nicht vorher gegeben hast.“

Leandra nahm noch einen kräftigen Bissen. „Mein Körper sehnt sich vor allem nach einem heißen Bad. Und nach einem Dach über dem Kopf. Wenigstens für ein paar Tage.“

Garlan nickte. Die Suche nach der Großen Maschine, der Quelle aller T-Energie auf Ancaria, duldeten keinen Aufschub. Aber auf der anderen Seite ... Die Große Maschine existierte schon seit den Schöpfungstagen dieser Welt, sie würde auch noch ein paar Tage auf Leandra und ihn warten. Die Konfrontation mit Goth, dem Tempelwächter und Garlans ehemaligem Kampfgefährten, lag bereits zwei Monate zurück. Seitdem waren Leandra und er fast ununterbrochen unterwegs gewesen.

„Ich starb vor Jahrhunderten, an deiner Seite auf dem Schlachtfeld“, waren Goths letzte Worte gewesen, bevor er zu Kuans Tafel gerufen wurde. „Für die Große Maschine. Lass nicht zu, dass sie in die falschen Hände gerät. Schütze sie, wenn du kannst. Vernichte sie, wenn du musst.“

Garlan hatte seinem alten Freund das Versprechen gegeben – aber er war auch für Leandra verantwortlich. Doch die Halbfelfe hatte sich auf dem langen Marsch als zäher erwiesen als so mancher Soldat, an dessen Seite Garlan früher gefochten hatte.

Leandra zog sich ihren Fellumhang fester um die Schultern und rückte näher an das kleine Feuer heran.

„Ist dir kalt?“, fragte Garlan.

„Natürlich ist mir kalt“, entgegnete die Halbfelfe missmutig. „Mir ist seit Wochen kalt. Es ist Winter, die Nächte sind lang und klirrend kalt, und wir wandern nach Norden. Ich würde alles geben

für ein heißes Bad oder zumindest ein richtiges warmes Bett und ein Dach über dem Kopf.“ Sie blickte Garlan an. „Was meinst du, wann wir das nächste Mal auf ein Dorf stoßen, Garlan? Oder wenigstens auf ein Gehöft? Ich weiß gar nicht, wie lange wir schon durch diese Einöde marschieren, ohne eine lebende Seele gesehen zu haben. So unbewohnt kann diese Gegend doch gar nicht sein.“

Garlan blickte ins Feuer. Mit einem leisen Knall explodierte einer der halbtrockenen Äste und schoss einen Schwall von Funken in die Nacht.

Dann deutet Garlan in Richtung Norden. Fast ebenes Land zog sich bis zum Horizont, nur ein paar flache Hügel durchzogen die Ebene wie flache Wellen das Meer. Der Vollmond ließ den Bodennebel silbrig schimmern. „Neunhundert oder tausend Schritte von hier liegt eine Siedlung. Ein Weiher vielleicht, wahrscheinlich sogar ein mittelgroßes Dorf. Ich kann die Rauchfahnen von einem Dutzend Schornsteinen am Horizont ausmachen.“

Leandra blickte Garlan überrascht an, dann drehte sie den Kopf, schaute Richtung Norden und kniff die Augen zusammen. Sie konnte beim besten Willen keine Rauchfahnen sehen, aber sie wusste, dass der Krieger die Augen eines Adlers hatte. Die Frage war nur:

„Warum hast du das nicht schon vorher gesagt? Tausend Schritte, sagst du? Worauf warten wir dann noch? Wir können in einer Stunde dort sein, vielleicht in weniger.“

Leandra sprang auf, der Umhang rutschte ihr von den Schultern, und Garlan musste ihn auffangen, sonst wäre er ins Feuer gefallen. Ansonsten aber rührte er sich nicht. Leandra verstand.

„Moment mal“, knurrte sie und stemmte die Fäuste in die Seiten. „Du hattest gar nicht vor, mir davon zu erzählen, richtig? An wie vielen anderen Siedlungen sind wir schon vorbeigelaufen?“

Garlan stocherte mit einem Ast in der Glut herum und blickte Leandra dann an. Die Halbfelfe sah tatsächlich so etwas wie Schuldgefühl in den Augen des Kriegers. Ein Gefühl, das sie dort nie erwartet hätte. „Drei oder vier Weiher, Leandra. Kleinere Dörfer und Gehöfte.“

Leandra setzte an, etwas zu sagen, aber Garlan ließ sie nicht zu Wort kommen. Seine Bassstimme brummte durch die Nacht. „Nach allem, was in der Elfenmetropole und in Grünerd passiert ist, dürfte der Hochadel der Elfen einen Preis auf unsere Köpfe ausgesetzt haben. Vergiss nicht, Leandra, wir haben Dutzende ihrer Soldaten im Kampf getötet. Und sie wissen, dass wir auf der Suche nach der Großen Maschine sind – der Quelle der T-Energie. Wer immer sie unter seiner Kontrolle hat, kann damit ganz Ancharia beherrschen. Und das versuchen sowohl der Adel als auch die Inquisitoren. Es ist besser, zu reisen wie die Schatten: unbemerkt und heimlich.“

„Nur dass Schatten nicht frieren“, konterte Leandra. „Warum hast du mir nicht gesagt, dass wir an all diesen Siedlungen vorbeigekommen sind?“

Garlan schüttelte den Kopf. „Weil eine Nacht im Freien noch kälter ist, wenn ein warmes Lager im Stroh nur einen kurzen Fußmarsch weit entfernt liegt.“

Leandra gab einen grollenden Laut von sich und schüttelte den Kopf. „Du hättest es mir trotzdem sagen können. Ich bin kein kleines Kind mehr. Was hast du gedacht, was ich tue? So lange quengeln, bis wir eines der Dörfer aufgesucht hätten?“

Garlan nickte schuldbewusst. „Tut mir leid, du hast recht. Nach allem, was passiert ist, vergesse ich manchmal immer noch, dass du ...“

„Dass ich kein verwöhntes Mädchen aus der Stadt bin? Das Leben in den Straßen der Metropole war härter, als ein Gewaltmarsch durch die Felder hier es jemals sein kann.“

Garlan verkniff sich ein Lächeln, als er in Leandras trotziges Gesicht blickte. Er hätte sich keinen besseren Waffengefährten für diese Aufgabe wählen können. Nun ja, streng genommen hatte Leandra *ihn* gewählt, ohne ihn überhaupt zu fragen – doch Garlan war froh darüber. *Nicht du suchst dir deine Kameraden für die Schlacht aus*, hatte sein alter Ausbilder ihn vor langer Zeit gelehrt, *sondern Kuan schickt dir die Kämpfer, die du an deiner Seite brauchst*.

Leandra hob den Umhang auf, schnürte ihn sich um die Schulter und griff nach ihrem Bogen.

„Was hast du vor?“, fragte Garlan.

„Ich muss mich etwas abreagieren. Und noch etwas bewegen, um die Kälte zu vertreiben. Dieses mickrige Feuer könnte keinen Zwerg wärmen. Nicht mal, wenn man ihn hineinwerfen würde. Ich werde versuchen, noch etwas Wild zu erjagen. Damit schlage ich gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe.“

Garlan stand auf, legte Leandra die Hand auf die Schulter. „Ich würde das nicht tun“, sagte er fast sanft. „Es ist Vollmond.“

„Und? Umso besser für die Jagd.“

Garlan blickte in den Himmel. Der Mond stand wie das trübe Auge eines Zyklopen am Himmel. In seinem Umfeld waren fast keine Sterne zu sehen, so als ob er sie mit seinem fahlen Leuchten einfach verschluckt hätte. Mit seinem scharfen Blick konnte Garlan die Berge und Täler erkennen, die sich wie Narbengewebe über die Oberfläche der Mondscheibe zogen.

„Es bringt Unglück, in einer Vollmondnacht zu jagen“, sagte er mit ernster Stimme. „In meiner Zeit sagte man, dass in einer Vollmondnacht die Geschöpfe der Dunkelheit das Jagdrecht haben und man ihnen ihre Beute nicht streitig machen soll.“

Leandra lachte hell auf. „Ausgerechnet ein alter Haudegen wie du gibst etwas auf solche Ammenmärchen?“

„Die meisten alten Krieger sind abergläubisch, Leandra. Vielleicht sind sie abergläubisch, weil sie alt sind – vielleicht sind sie nur alt geworden, weil sie abergläubisch sind. Wir können morgen früh im Morgengrauen jagen. Schone deine Kräfte für den morgigen Tag.“

Leandra schüttelte den Kopf. „Ich brauche noch etwas Bewegung. Ich bin nicht lange weg, und wer weiß – vielleicht gibt es heute Nacht noch einen saftigen Hasen als Mitternachtsmahl.“

Leandra schulterte ihren Bogen und stapfte los. Garlan ließ sie ziehen. Hätte er versucht sie aufzuhalten, hätte sie das nur wütend gemacht und die Stimmung zwischen ihnen getrübt.

Garlan hockte sich wieder ans Feuer und blickte Leandra nach. Im Silberlicht des Mondes konnte er ihre Silhouette noch lange sehen, bis sie zwischen den kahlen Bäumen eines Wäldchens verschwand.

+ + +

Leandra hatte gehofft, dass die Bewegung sie etwas aufwärmen würde, doch sie fröstelte mehr als am Lagerfeuer. Wenn sie überhaupt eine Chance haben wollte, ein Tier zu erlegen, musste sie langsam voranpirschen, um ihre Beute nicht zu erschrecken. Doch die Nacht war kalt, und das schon mit Raureif überzogene Gras unter ihren Füßen knirschte bei jedem Schritt.

Sie war erst eine knappe halbe Stunde unterwegs, doch sie kam sich bereits vor wie in einer anderen Welt. Der warme Lichtschein des Feuers war nur noch eine Erinnerung; der Vollmond tauchte die Welt in ein kaltes Licht, das selbst die Luft zum Erstarren brachte, so schien es. Der Bodennebel leuchtete silbrig auf, als hätte die Nacht der Natur einen weißen Schleier übergeworfen. Einen Totenschleier.

Leandra schüttelte den Kopf, verärgert über sich selbst. Es fehlte noch, dass Garlan ihr mit seinen Schauergeschichten Angst machte. Und doch – sie musste zugeben, dass eine Mondnacht auf freiem Feld etwas ganz anderes war als eine Nacht in jener Stadt, in der sie aufgewachsen war. In der Metropole war selbst der strahlende Vollmond nur ein Licht unter vielen und verblasste gegen den bläulich flackernden Schein der mit T-Energie betriebenen Straßenlaternen.

Doch hier draußen ...

Das silbrige Licht des Mondes ließ die Hügel und Wiesen vor ihr kalt und unwirtlich erscheinen, irgendwie lebensfeindlich.

Ein Rascheln riss die Halbfelle aus ihren Gedanken. Aus den Augenwinkeln sah sie einen Schatten an sich vorbeihuschen. Sie fuhr herum und riss gleichzeitig den Bogen von ihrer Schulter. Ein Hase, sein Fell weiß und im Mondlicht aufleuchtend, flitzte

Haken schlagend über das offene Feld und flüchtete auf ein Wäldchen zu. Bevor Leandra überhaupt einen Pfeil an die Sehne legen konnte, war das Tier zwischen den Silhouetten der kahlen Bäume verschwunden.

Sie stieß einen leisen Fluch aus – hätte sie weniger über den Mond nachgedacht und sich stattdessen auf die Jagd konzentriert, hätte sie einen Braten erlegt. Sie eilte mit schnellen Schritten ebenfalls in Richtung Wald. Die Bäume ragten wie schwarze Skelettfinger aus dem Bodennebel, aber sie standen weit genug auseinander, dass sie Leandra bei der Jagd mit Pfeil und Bogen nicht zu sehr behinderten. Mit etwas Glück würde sie den Hasen immer noch aufspüren und erlegen.

Leandra huschte in den Wald. Die Luft schien plötzlich noch kälter, der Bodennebel dichter. Sie konnte den hart gefrorenen Boden unter ihren Füßen spüren. Das und der dichte Bodennebel machten es unmöglich, die Fährte des Tieres zu verfolgen. Leandra war auf ihr Glück angewiesen – sie hatte den Hasen einmal aufgeschreckt, vielleicht würde sie es noch einmal tun. Und dieses Mal war sie bereit, würde sofort den Bogen benutzen. Möglichst leise schlich die Halbfelfe tiefer in den Wald.

Dann sah sie den Schatten. Kaum zehn oder zwölf Schritte vor ihr huschte etwas lautlos durch den Nebel, so schnell, dass die silbrigen Schwaden aufwirbelten. Leandra stutzte. Was immer das gewesen war, für einen Hasen war es definitiv zu groß. Ein Reh? Dafür war es wiederum zu klein. Leandra fielen nur zwei Tiere ein, die zu dieser Größe passten. Und der Gedanke gefiel ihr gar nicht.

Das im Nebel verschwundene Tier musste ihr etwa bis zum Oberschenkel reichen. Wie ein Hund. Oder ein ... Wolf!

Leandra blieb stehen und horchte in die Dunkelheit hinein. Ihr Daumen und ihr Zeigefinger pressten sich fester um das Schaftende des Pfeils. Normalerweise machten Wölfe, trotz aller Schauermärchen, einen großen Bogen um Menschen. Zumindest hatte man das Leandra erzählt. Aber die Halbfelfe musste an Garlans Worte

denken. In Vollmondnächten hatten die Geschöpfe der Dunkelheit das Jagdrecht, hatte Garlan gesagt. Auf einmal kam ihr diese Warnung gar nicht mehr so lächerlich vor. Vielleicht sah das der Wolf – ausgehungert und bedacht darauf, sein Revier zu verteidigen – genauso. Es war besser, den geordneten Rückzug anzutreten. Morgen früh, bei Sonnenlicht, könnte sie wiederkommen und ihr Jagdglück aufs Neue versuchen. Plötzlich schien ihr der Schlafplatz an dem erbärmlichen Lagerfeuer und an Garlans Seite der verlockendste Ort der Welt zu sein.

Leandra ging ein paar Schritte rückwärts, den Blick und die Spitze ihres Pfeils misstrauisch auf die Stelle gerichtet, an der sie den Schatten zum letzten Mal gesehen hatte.

Ein Knurren hinter ihr ließ sie erstarren. Es war ein gutturaler Laut, so tief und drohend, dass sie ihn mehr in ihrem Magen spürte, als sie ihn mit ihren elfenspitzen Ohren hörte. Aufkeuchend fuhr sie herum.

Wieder ein Schatten, zehn Schritte von ihr entfernt. Und mehr als das: Ein gelbliches Augenpaar blitzte im Mondlicht auf, so hell, dass es sogar den Nebel durchdrang. Ein erneutes Knurren. Definitiv das Knurren eines Wolfs.

Aber etwas stimmte nicht. Seit sie den Schatten zum ersten Mal gesehen hatte, waren nur ein paar Herzschläge vergangen. Das Tier konnte sie in dieser Zeit unmöglich umrunden haben. Was sie da aus der Dunkelheit anstarrte, war ein zweites Tier. Die beiden schattenhaften Wölfe hatten sie eingekreist. Wie bei einer Treibjagd. Und sie war die Beute.

Ohne darüber nachzudenken, spannte Leandra die Sehne ihres Bogens und schoss den Pfeil ab. Doch mit einem Knurren, das in Leandras Ohren beinahe verächtlich klang, huschte der Wolf durch den Nebel und war verschwunden, bevor der Pfeil ihn erreichen konnte. Leandra zog einen zweiten Pfeil aus dem Köcher, legte ihn auf die Sehne und rannte los.

Es war, als hätten die beiden Wölfe nur darauf gewartet. Irgendwo hinter ihr hallte plötzlich ein hohes, lang gezogenes Heulen

durch die Dunkelheit. In Leandras Ohren klang es wie ein Signal. Die Jagd war eröffnet.

Mit einem Fluch auf den Lippen rannte Leandra in die Richtung, aus der sie gekommen war. Sie musste aus dem Wald heraus, sich zurück aufs freie Feld retten. Ohne die Deckung der Bäume waren die beiden Wölfe vielleicht weniger mutig. Und dort konnte sie auch ihren Bogen besser einsetzen.

Doch die Wölfe hatten andere Pläne. Leandra wollte gerade an einem breiten Baum vorbeilaufen, dessen Rinde im Mondlicht feucht schimmerte, als sich ein Schatten aus der Deckung des Stammes löste. Nein, diesmal war es mehr als ein Schatten. Leandra keuchte auf, als sie in die Augen eines gewaltigen grauen Wolfs blickte.

Das Tier bleckte seine Zähne wie zu einem Grinsen und rührte sich nicht von der Stelle. Es fehlte nicht viel, und Leandra wäre in den Wolf hineingerannt. Das Herz der Halbelfe blieb vor Schreck beinahe stehen, dann schaffte sie es im letzten Augenblick, einen Haken um den Graupelz zu schlagen. So wie der Hase, den sie selbst vor wenigen Minuten noch verfolgt hatte.

Atemwölkchen stiegen von Leandras Lippen auf, und das Klopfen ihres eigenen Herzens hallte in ihren Ohren, während sie weiterrannte. Einen Moment lang dachte sie daran, Garlan um Hilfe zu rufen, aber sie war sich sicher, dass der Nebel ihre Stimme verschlucken würde. Außerdem brauchte sie ihren Atem

Sie wagte es, im Laufen einen Blick über die Schulter zu werfen. Zwei der Wölfe waren wenige Schritte hinter ihr, und während Leandra so schnell lief, wie sie konnte, legten die beiden Tiere kaum mehr als einen leichten Trab vor. Die beiden Bestien hätten sie ohne große Mühe einholen und zur Strecke bringen können, doch offenbar hatten sie anderes vor.

Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich wieder der dritte Wolf vor ihr auf. Er schoss auf Leandra zu, und der Halbelfe blieb nichts anderes übrig, als erneut die Richtung zu wechseln.

Sie lief wieder in den Wald hinein!

Diese verdammten Biester spielen mit mir, schoss es ihr durch den Kopf – doch sie ahnte, dass noch etwas anderes hinter dem seltsamen Verhalten der Tiere steckte. Etwas viel Planvolleres als ein bloßes Spiel mit einer sicheren Beute. Es war fast, als würden die Wölfe sie in eine bestimmte Richtung treiben.

Leandra rannte weiter. Je tiefer sie in den Wald eindrang, desto dichter wurde das Unterholz. Winterkahles Gebüsch und Sträucher verlangsamten ihren Lauf, tief hängende Zweige peitschten ihr ins Gesicht und rissen ihre Haut auf.

Andererseits war das Unterholz für die Wölfe ein noch größeres Hindernis als für Leandra. Das Hecheln der Verfolger wurde leiser, während sie ihren Vorsprung ausbauen konnte. Ihr Bogen verfang sich in einem Strauch, und ohne weiter darüber nachzudenken, ließ sie ihn zurück. Er würde ihr im Dickicht ohnehin nichts mehr nützen.

Ein paar bange Sekunden lang fürchtete Leandra, dass der immer dichter werdende Wald bald jedes Vorankommen unmöglich machen würde – dann erreichte sie stolpernd und keuchend eine Lichtung.

Fast blendend hell strahlte der Vollmond vom Himmel, dichte Nebelschwaden stiegen hinauf, wie von ihm angezogen. Bis auf das Rauschen ihres Blutes und das Pochen ihres Herzens in Leandras Ohren war es absolut still. Leandra blinzelte und sah auf die Lichtung. War es ein Zufall, dass die Wölfe sie ausgerechnet hierher getrieben hatten?

Die Halbelfe blickte sich um. Sie konnte die Leiber und die gelb glühenden Augen der Bestien im dichten Unterholz mehr erahnen, als sehen.

Leandra stieß mit der Fußspitze gegen einen breiten Ast und hob ihn auf. Eine erbärmliche Waffe, aber besser als nichts. Dann hörte sie das Bersten von Zweigen und Ästen vor ihr, am anderen Ende der Lichtung. Was immer sich da den Weg durchs Unterholz bahnte, es machte sich nicht die Mühe, sich anzuschleichen.

Mit einem Satz sprang die Kreatur auf die Lichtung. Einen Mo-

ment lang dachte Leandra, der verfluchte Nebel selbst hätte sich zu einem Geist verwandelt. Aber das Wesen, das nun auf sie zutrabte, war alles andere als ein körperloses Gespinst. Im Gegenteil.

Die Kreatur ging auf zwei Beinen und überragte Leandra um mindestens eine Armeslänge. Was die Halbelfe zuerst für eine Manifestation des Nebels gehalten hatte, war in Wirklichkeit dichtes, fast schneeweißes Fell.

Das Fell eines Wolfs. Eines Werwolfs.

Im gefletschten Maul der Kreatur blitzten lange Reißzähne, die in ihrer Makellosigkeit nur umso erschreckender wirkten. Die Augen waren hellblau und durchdrangen mit ihrem Funkeln mühelos die Nebelschwaden, die respektvoll zurückhuschten, als sich die Kreatur auf Leandra zubewegte. Langsam und ohne jede Eile. Der Werwolf war sich seiner Beute sicher.

Leandras Mund war trocken wie ein Stück Pergament. War dies das Ende? Nach allem, was sie erlebt hatte, würde sie hier, auf einer Lichtung in der tiefsten Provinz, zerfetzt werden? Als Mitternachtshappen eines Werwolfs und seiner vierbeinigen Jagdgenossen?

Es gab nichts, was sie dagegen hätte tun können. Die Kreatur war nur noch wenige Schritte entfernt, und Leandras Rückweg durch die Wölfe abgeschnitten.

Wimmernd und zitternd fiel die Halbelfe auf die Knie. „Bitte. Lass mich gehen“, flehte sie, als sie den heißen Atem der Kreatur schon fast im Gesicht spüren konnte. Der Werwolf machte einen Laut, der nach einem belustigten Knurren klang. Diese magische Bestie war halb Mensch und halb Tier, und die menschliche Seite in ihr schien von Leandras Flehen amüsiert zu sein.

Umso besser, dachte die Halbelfe, dann amüsiert dich das vielleicht auch!

Mit einer plötzlichen Bewegung ließ Leandra den Knüppel in ihrer Hand vorschnellen und rammte ihn in den Bauch der Kreatur. Der Rückweg war durch die vierbeinigen Bestien abgeschnitten, also blieb ihr nur die Flucht nach vorn.

Der Werwolf winselte auf, als sich der Ast in seinen Bauch bohrte. Einem Menschen hätte dieser überraschende Angriff die Luft aus den Lungen getrieben und zu Boden geschickt. Der Werwolf krümmte sich nur kurz zusammen und taumelte einen Schritt zurück. Weit genug für Leandra, um auf die Beine zu springen und an ihm vorbeizupreschen.

Hinter ihr knurrte der Werwolf wütend auf, und sie konnte hören, wie die drei Wölfe aus dem Unterholz sprangen, um ihrem Herrn beizustehen. Leandra kümmerte sich nicht darum. Den Knüppel fest in der Hand, rannte sie quer über die Lichtung. Vielleicht schaffte sie es, den Wald zu verlassen und Garlan zu Hilfe zu rufen.

Wenn sie schnell genug war. Das gefrorene Gras knirschte unter ihren Füßen, doch Leandra konnte trotzdem das flinke Trippeln der Wolfspfoten hinter ihr hören. Das – und die leichtfüßigen, gewaltigen Schritte des Werwolfes. Es war sinnlos. Sie würde die Lichtung nicht einmal bis zur Hälfte überqueren können, dann hätte die Kreatur sie eingeholt. Aber sie würde wenigstens kämpfend sterben.

Leandra schätze den richtigen Augenblick ab, dann wirbelte sie im Laufen herum und holte mit dem Knüppel in ihrer Hand zum Schlag aus.

Der Werwolf reagierte unmenschlich schnell und mit ebensolcher Kraft. Mit einem fast abfällig geführten Hieb seiner Krallen zerfetzte er den Knüppel in der Luft. Das gefrorene Holz zerbarst und wurde schmerzhaft aus Leandras Hand gerissen.

Die Halbfelfe schrie auf, und der Werwolf antwortete mit einem triumphierenden Knurren. Seine blauen Augen waren nur eine Armeslänge von Leandras Gesicht entfernt, und die Halbfelfe konnte darin das Vergnügen eines Menschen lesen, der mit seiner sicheren Beute spielt.

Leandra versuchte zurückzuweichen, als der Werwolf ein zweites Mal ausholte.

Vergeblich.

In diesen letzten Momenten kam es Leandra vor, als würde die Zeit stehen bleiben, als ob irgendein sadistischer Gott den Fluss der Ereignisse verlangsamte, um ihren Schrecken noch zu vergrößern. Die langen Finger der Wolfskreatur waren mit messerscharfen Krallen besetzt, die im silbrigen Mondlicht auffunkelten, während sie auf Leandra zurasten. Die Lippen der Kreatur verzogen sich zu einem grausamen Grinsen. Geifer tropfte aus ihrem Maul als Zeichen der Vorfreude auf ein Mahl aus Menschenfleisch.

Hinter dem Werwolf preschten seine drei vierbeinigen Gefährten heran, drängten sich gegenseitig knurrend ab, um sich etwas vom Teil der Beute zu sichern, den ihr Herr ihnen übrig lassen würde.

Beinahe wie hypnotisiert blickte Leandra in die kristallblauen Augen des Werwolfs, in denen trotz aller Grausamkeit eine fast überirdische Schönheit lag.

Dann kehrte die Zeit mit einem Ruck wieder zu ihrem normalen Fluss zurück. Leandra spürte einen kurzen heißen Schmerz, als die Krallen der Kreatur den Weg in ihren Leib fanden. Es war, als hätte jemand glühende Kohlen in Leandras Bauch gefüllt, doch dieser Schmerz währte nur wenige Augenblicke. Leandra spürte, wie der Hieb der Kreatur sie von den Beinen riss und nach hinten katapultierte. Rückwärts, in die Nacht hinein.

Die Welt verlosch, und Leandra stürzte in gnädige Dunkelheit ...

2.

Die Nachtluft stahl die Wärme des allmählich verlöschenden Feuers, bevor sie Garlans Haut erreichte. Als Krieger war es Garlan gewohnt zu frieren, aber er konnte sich vorstellen, wie zermürbend die ständige Kälte auf Leandra wirken musste. Seit Wochen war sie der treue Begleiter der beiden Reisenden, und sie würde noch schlimmer werden. Der Winter zog über das Land, und die Nächte wurden länger und kälter.

Kers Mantel, nannten die Bewohner von Ancaria die langen frostkalten Winternächte – nach der heimtückischen Ker, der dunklen Göttin des Bösen, die in dieser Jahreszeit in ihrem endlosen Kampf mit Lumen, dem Lichtgott, die Oberhand gewann. Als Krieger fürchtete Garlan die Göttin der Dunkelheit nicht, denn Ker und Kuan, der Gott des Krieges, waren oft genug Kampfgefährten, im Reich der Götter ebenso wie hier unten auf der Erde, und Garlan hatte bereits viele Schlachten im Schutz der Dunkelheit geschlagen und gewonnen.

Doch diese Mondnacht jagte selbst Garlan einen Schauer über den Rücken. Es gab zwar nichts, was sie von anderen Winternächten unterschied. Und dennoch – als Krieger bezog Garlan nicht wenig Stolz daraus, zu spüren, wenn eine Gefahr in der Luft lag. Es war ein Instinkt, den er nicht mit Worten beschreiben konnte. Es war für ihn wie ein kaum hörbarer, aber bedrohlicher Unterton, der im Klang eines Instruments mitschwang, für den Verstand nicht zu hören, aber trotzdem die Harmonie des Ganzen störend. So wie in dieser Nacht.

Er hätte Leandra nicht allein gehen lassen sollen. Garlan nahm

eine Handvoll Erde und warf sie auf das Feuer. Mit einem protestierenden Zischen verloschen die letzten Flammen. Garlan wollte seine Sinne auf die Umgebung konzentrieren, unbehindert durch das Flackern und das Knistern der Flammen.

Sofort war die Stille perfekt. Nichts rührte sich. Es war, als ob das Mondlicht die Landschaft in kalt glänzendes Blei gegossen hätte. Keine Nacht, dachte Garlan, war so still. Für das geschulte Ohr gab es immer ein Geräusch zu hören, für das geübte Auge immer eine Bewegung zu entdecken. Aber diese Nacht – in dieser Nacht schien sich die gesamte Natur in die Schatten zu ducken und ängstlich abzuwarten, dass sie vorüberging.

Garlan stand auf und ignorierte den Protest seiner ausgelaugten Muskeln. Seit dieser unheilige, dreimal verfluchte Großinquisitor ihn aus dem Totenreich zurück in die Welt der Lebenden gerufen hatte, war Garlan ununterbrochen in Bewegung gewesen, hatte mit seinen verschiedenen Waffengefährten sicherlich die Hälfte von Ancaria durchwandert und unzählige Gefahren bestanden. Als Schattenkrieger war Garlan mächtiger als jemals zuvor, doch die Strapazen der letzten Monate forderten ihren Tribut, das war nicht zu leugnen.

Garlan streckte seine müden Muskeln, griff nach seinem Schwert und schob es in seinen Gürtel. Wahrscheinlich machte er sich völlig unnötigerweise Sorgen um Leandra, doch es konnte nicht schaden, sie zum Lager zurückzuholen, ob sie nun wollte oder nicht. Die größere Elfensiedlung mit einem Portal lag noch einige Tagesmärsche entfernt, und Garlan wollte morgen so früh wie möglich aufbrechen.

Die kalte, belebende Nachtluft in seine Lungen saugend, ging Garlan auf das Wäldchen zu, in dem Leandra verschwunden war. Am einfachsten wäre es gewesen, sie zu rufen – doch wenn die Halbfelfe gerade einem Wildtier nachstellte und er dieses durch seinen Ruf verscheuchte, würde er sich Leandras Vorwürfe für die nächsten drei Tage anhören müssen. Dieses Risiko wollte der Krieger lieber nicht eingehen.

Außerdem hätte ein Kind Leandras Spuren verfolgen können. Sie hatte im Raureif auf dem Gras deutliche Abdrücke hinterlassen. Fußspuren, die der Fährte eines Hasen folgten.

Möglichst lautlos ging Garlan den Spuren nach – und stutzte. Leandras Spuren führten in den Wald, doch schon nach einer kurzen Strecke änderte sich ihr Rhythmus. Die Abstände zwischen den einzelnen Abdrücken wurden länger, die Abdrücke selber waren tiefer in den Boden gedrückt.

Leandra hatte angefangen zu laufen. Hatte sie etwas verfolgt? Oder war sie von etwas verfolgt worden?

Wieder meldete sich Garlans Instinkt, und er kannte die Antwort auf seine Frage, bevor er die Krallenabdrücke der Wölfe entdeckte.

„Verdammt“, murmelte er. Es mussten vier oder fünf Tiere gewesen sein, die Leandra aufgelauert hatten. Den Spuren zufolge hatten sie sich aufgefächert, um die Halbhelfe vor sich herzutreiben. Garlan rannte los.

„Leandra!“, rief er in die Nacht hinein, ohne wirklich mit einer Erwiderung zu rechnen. Wenn Leandra noch immer von den Wölfen verfolgt wurde, hatte sie wohl kaum genügend Atem übrig, um ihm zu antworten.

Garlan griff nach dem Knauf seines Schwertes, entschied sich dann aber dagegen, es aus der Scheide zu ziehen. In diesem Dickicht hätte es ihn nur behindert.

Der Krieger rannte durch das Unterholz, Zweige und dickere Äste zerbarsten unter seinem Ansturm. Durch das Krachen hindurch hörte Garlan ein dunkles Knurren, dann einen kurzen erstickten Aufschrei.

„Leandra!“, stieß Garlan keuchend hervor, und er durchbrach ein letztes Gebüsch.

Vor ihm befand sich eine Lichtung, und sofort erfasste der kampferprobte Krieger die Situation.

Leandra lag beinahe mitten auf der Lichtung, ihr Hemd zerfetzt und mit dunklem Blut besudelt. Im Mondlicht glänzte es beinahe

schwarz. Über Leandras leblosem Körper ragte eine furchterregende Gestalt auf, größer noch als Garlan, bedeckt von einem dichten Pelz, unter dem sich geschmeidige Muskeln spannten.

Die Kreatur ging aufrecht wie ein Mensch, doch auf den breiten Schultern prangte der Kopf eines weißen Wolfs.

Einen Moment lang trafen sich die Blicke von Garlan und der Kreatur. Garlan las darin Überraschung, Wut – und noch etwas anderes, das er weder definieren konnte noch wollte. Nicht in diesem Moment, da Leandra dort lag, entweder bereits tot oder sterbend.

Garlan zog sein Schwert. Im gleichen Moment machte der weiße Werwolf eine Geste zu seinen vierbeinigen Begleitern, die Garlan bisher überrascht angestarrt hatten. Nun stürmten sie knurrend auf Garlan zu, wie dressierte Bluthunde auf einen Befehl ihres Herrn.

Das Schwert in der rechten Hand fest umklammert, beschrieb Garlan mit der linken eine schnelle, ausholende Bewegung. In seinem zweiten Leben war er mehr als ein Mensch, und seine Kräfte überstiegen die eines Normalsterblichen bei Weitem.

Wie von einem unsichtbaren Sturmwind erfasst, wurde einer der Wölfe durch die Luft geschleudert und krachte sechs oder sieben Schritte weiter zu Boden, wo er benommen liegen blieb.

Die zwei Wölfe, die von Garlans magischer Attacke verschont geblieben waren, stürmten weiter vor und sprangen Garlan fast gleichzeitig an, um ihm die Kehle zu zerfleischen. Er packte den ersten von ihnen selbst an der Kehle, ein muskulöses Tier mit bräunlichem Fell, und schlug den überrascht aufwinselnden Wolf gegen seinen Artgenossen. Mit einem lauten Krachen stießen die Schädel gegeneinander. Winselnd fielen die Tiere zu Boden; sie würden ihre Niederlage überleben, aber das Brummen ihrer Schädel würde sie noch tagelang daran erinnern.

Dann stand Garlan der unheimlichen Kreatur selbst gegenüber.

Deren weißes Fell sträubte sich und ließ sie noch kräftiger und bedrohlicher erscheinen. Der Werwolf zog die Schultern hoch und reckte Garlan den Kopf entgegen. Messerscharfe Reißzähne glommen hinter den Lippen des Wolfsmonsters auf, und ein kaum hör-

bar tiefes Knurren drang aus seiner Kehle, drohend und lockend zugleich.

Eine Herausforderung.

Doch Garlans Gedanken kreisten nur um die reglos im gefrorenen Gras liegende Leandra. Obwohl es im Angesicht eines so mächtigen Gegners leichtsinnig war, wandte Garlan seinen Blick kurz von der Kreatur ab und sah zu Leandra hinüber. Garlan hoffte, in der kalten Luft Atemwölkchen aus Leandras Mund oder Nase aufsteigen zu sehen – ein sicheres Zeichen dafür, dass sie noch lebte und atmete. Doch das aus ihrer tiefen Wunde herausquellende heiße Blut dampfte in der kalten Nachtluft und verschleierte so den Blick auf Leandras Gesicht.

Unbändiger Zorn stieg in Garlan auf, und er spürte, wie der Schattenkrieger in ihm die Oberhand gewann. Garlan kämpfte die eigene dunkle Kreatur in seiner Seele nieder. Hier ging es nicht darum, sich im Kampf zu beweisen, sondern einzig darum, den Werwolf möglichst schnell zu töten und Leandra zu retten. Wenn sie noch zu retten war.

Solange er noch klar denken konnte, stürzte Garlan auf die Kreatur zu. Mit etwas Glück würde er dem Menschenwolf den Kopf von Rumpf schlagen und den Kampf beenden können, bevor er überhaupt angefangen hatte.

Garlan schwang das Schwert in weitem Bogen, die Klinge durchschnitt die eiskalte Nachtluft – aber nicht mehr. Mit einer geradezu tänzerischen Leichtigkeit wich sein Gegner dem Schwerthieb aus, ließ sich in einer fließenden Bewegung kurz auf alle viere herab, um Garlan in einem engen Kreis zu umrunden, und schlug dann seinerseits zu, während Garlan noch versuchte, den Schwung seiner eigenen, fehlgeschlagenen Attacke abzufangen.

Der Krieger spürte, wie sich die Krallen des Werwolfes in sein Fleisch gruben, doch seine eigene Vorwärtsbewegung rettete ihn vor schlimmeren Verletzungen. Statt sich dem eigenen Schwung weiter entgegenzustemmen, nutzte ihn Garlan und brachte sich so aus dem Gefahrenbereich. Trotzdem spürte er heißen Schmerz in

seinem Rücken und wie ihm sein eigenes heißes Blut den Rücken hinabran. Dem tiefen Schmerz zufolge hätte nicht viel gefehlt, und der Werwolf hätte ihm mit einem einzigen Hieb das Rückgrat zerfetzt.

Verdammt Narr!, schalt sich Garlan in Gedanken. Du hast die Bestie unterschätzt. Sie ist mehr als eine hirnlose Kreatur. Sie kämpft mit dem Geschick eines Menschen und mit der Tödlichkeit eines Wolfes. Noch so ein Fehler, und die Kreatur und ihr Rudel werden sich erst an deinem und dann an Leandras Fleisch gütlich tun!

Und die kämpferische Geschicklichkeit der Bestie war nicht sein einziges Problem, ahnte Garlan. Er war noch nie einem Werwolf begegnet, aber nach allem, was man über sie sagte, hatten sie einem menschlichen Kämpfer gegenüber einen unschätzbaren Vorteil. Garlan wagte einen weiteren Vorstoß, um herauszufinden, wie viel an diesen Geschichten der Wahrheit entsprach.

Den Schmerz in seinem Rücken ignorierend, täuschte er mit dem Schwert eine Finte nach links an (wenn die Kreatur ein halber Mensch war, dann würde sie auch auf die gleichen Tricks hereinfallen wie ein menschlicher Gegner). Als der Werwolf versuchte, dem Schwertstoß auszuweichen, war Garlan darauf vorbereitet und stieß der Kreatur die Schwertspitze in die rechte Schulter.

Obwohl er seine ganze Kraft in diesen Stoß gesetzt hatte, drang die Klinge nur ein paar Fingerbreit in das Fleisch des Ungetüms ein. Fell, Muskeln und Sehnen wirkten wie ein natürlicher Panzer.

Trotzdem war die Verletzung schwer genug, um den Werwolf wütend aufheulen zu lassen. Als Garlan das Schwert zurückzog, floss schwarzes Blut aus der Wunde und besudelte das makellos weiße Fell.

Zu Garlans Entsetzen stimmten all die Geschichten, die man sich über Werwölfe erzählte. Die Kreatur bäumte sich kurz auf, schüttelte sich – und Garlan konnte zusehen, wie sich die klaffende Wunde in der Schulter des Wolfs wieder schloss. Diese Kreaturen der Nacht waren nicht nur unbändig stark, sie verfügten auch über

unfassbare magische Selbstheilungskräfte. Das machte es nicht gerade leicht, über dieses Ungeheuer zu triumphieren – wenn nicht schlichtweg unmöglich.

Garlan warf einen Blick auf Leandras reglos daliegenden Körper. Wenn noch ein Lebensfunke in ihr war und er sie noch retten wollte, dann führte kein Weg an diesem Monster vorbei.

Als ob sie Garlans Gedanken erraten hätte, tänzelte die Kreatur auf ihren Hinterbeinen um Garlan herum und versperre ihm den Weg zu Leandra. Sie funkelte den Krieger aus geisterhaft hellen blauen Augen an.

„Heile das!“, knurrte Garlan und ließ sein Schwert abermals vorschnellen. Doch die Kreatur war nicht nur übermäßig stark, sondern auch ebenso schnell. Sie wich zur Seite aus und versetzte Garlan einen Hieb mit der Rückseite ihrer Pranke.

Garlan spürte, wie ein Zahn splitterte, das Schwert seinen Händen entglitt und er regelrecht davongeschleudert wurde. Alle Luft im richtigen Augenblick aus den Lungen blasend und so den Aufprall auf den hart gefrorenen Boden etwas abdämpfend, schlug er auf. Direkt neben Leandra.

Selbst aus dieser Nähe hätte er nicht sagen können, ob das Mädchen noch lebte, und die Bestie ließ ihm keine Zeit, dies zu überprüfen. Mit einem gewaltigen Satz stürzte sie sich auf ihn. Ihr Schatten fiel über Garlan und verdunkelte den Mond. Garlan, noch immer auf dem Rücken liegend, griff nach Leandras Köcher mit den Pfeilen, der nutzlos auf dem Boden lag. Nicht ganz nutzlos.

Garlan tastete nach einem der Pfeile aus Eschenholz, zog ihn aus dem Köcher und stieß ihn der Kreatur entgegen. Mit ihrem eigenen Schwung und Körpergewicht pfühlte sich die Bestie selbst.

Garlan spürte, wie der Pfeil tief in das Fleisch des Werwolfs eindrang und dann in seiner Hand splitterte. Der Werwolf heulte auf, und Garlan rollte sich unter ihm weg. Keuchend sprang er auf und griff nach seinem Schwert.

Etwas torkelnd richtete sich der Werwolf wieder auf, gab ein tiefes Knurren von sich und tastete dann nach dem Pfeil, der tief in

seiner Brust steckte. Es gab ein widerlich feuchtes, schmatzendes Geräusch, als die Bestie den zersplitterten Pfeil aus ihrem Fleisch zog und verächtlich fortwarf. Ein Zittern ging durch ihren Leib, gegen Schmerz war sie offenbar nicht gefeit. Wohl aber gegen Verletzungen, die jedes andere Geschöpf der Finsternis zurück in die Hölle geschickt hätten.

Erneut stürzte sich Garlan auf den Werwolf, und wieder parierte die Bestie die Angriffe des Kriegers. Immerhin wusste Garlan nun, dass der Werwolf durchaus Schmerz empfand. Wenn er ihn schon nicht töten konnte, dann musste er der Wolfskreatur so lange zusetzen, bis diese jede Lust auf einen weiteren Kampf verlor.

Wie zwei Gladiatoren in der Arena umkreisten sich Garlan und der Werwolf und tauschten Attacken und Finten aus. Bald schon dampften die Leiber der Wolfskreatur und des Kriegers in der kalten Nachtluft, ein Dampf, der aus dem Schweiß der Kämpfenden und aus ihrem vergossenen Blut aufstieg.

Die drei vierbeinigen Wölfe machten keine Anstalten mehr, in den Kampf einzugreifen. Sie umrundeten die beiden Kämpfer abwartend.

Garlan hätte nicht zu sagen vermocht, wie lange dieser seltsame Zweikampf andauerte. Der Vollmond, der zu Beginn des Schlagabtausches noch mitten am Himmel gestanden hatte, berührte bereits die Spitzen der Baumwipfel. Es musste mehr als eine Stunde vergangen sein, seit dieser wütende Kampf begonnen hatte.

Wann immer Garlan der Kreatur eine Verletzung beibringen konnte, heilte diese sofort. Doch der Krieger bildete sich ein, dass der Heilungsprozess von mal zu mal längere Zeit in Anspruch nahm. Die Blicke, die der Werwolf immer wieder Richtung Mond warf, und die aufsteigende Unruhe in den drei normalen Wölfen ließen in Garlan den Verdacht aufkeimen, dass mit dem Herabsinken des Mondes auch die Kräfte des Werwolfs nachließen.

Allerdings war auch Garlan allmählich am Ende seiner Kräfte. Mehrmals während des Kampfes hatte er mit dem Gedanken gespielt, dem Schattenkrieger in sich freien Lauf zu lassen; seine

dunkle Seite hätte nicht eher geruht, bis auch der letzte Wolf, zwei-beinig oder vierbeinig, tot auf dem Waldbogen gelegen hätte, doch in seiner Wut hätte der Schattenkrieger Leandra wahrscheinlich vergessen und ihrem Schicksal überlassen. Das Risiko war einfach zu groß.

Der Werwolf versuchte eine weitere, unvorsichtige Attacke, die Garlan mit einem Schwerthieb konterte. Die Bestie heulte auf, als sich Garlans Schwert in ihre Seite bohrte.

Hoch über ihnen verschwand der Vollmond hinter den Baumwipfeln. Noch immer war die Landschaft in silbriges Licht getaucht, doch lag bereits eine Ahnung der Dunkelheit darin, die stets dem ersten Morgengrauen voranging.

Garlan stand schwer atmend auf der Lichtung und sah, wie der Werwolf zurückwich. Während der Krieger aus zahlreichen kleineren und größeren Wunden blutete, war die Bestie noch immer unverletzt. Nur die dunklen Flecken auf dem Fell zeugten davon, dass auch Garlan der Kreatur ein Dutzend schmerzhafter Verwundungen beigebracht hatte.

Und der Werwolf hatte genug. Ein letztes Mal fletschte er die Zähne – auf Garlan wirkte es fast wie ein drohendes Grinsen –, dann knurrte er seinen vierbeinigen Jagdgenossen etwas zu. Wie auf Kommando drehten die drei Wölfe ab und verschwanden im Dickicht des Waldes. Der Werwolf folgte ihnen.

Garlan mochte sich täuschen, aber er hatte den Eindruck, dass der Gestalt der Kreatur auf einmal etwas Menschlicheres anhaftete als zuvor. Wahrscheinlich würde sich die Wolfsbestie beim Licht der ersten Sonnenstrahlen vollends in einen Menschen zurückverwandeln. Garlan wünschte sich, in diesem Augenblick dabei sein zu können, aber er hatte Wichtigeres zu tun.

+ + +

Garlan vergewisserte sich, dass der Werwolf tatsächlich im Wald verschwunden war, dann ließ er sich neben Leandra auf die Knie fallen.

Die Krallen der Bestie hatten sich tief in ihren Bauch gebohrt. Zum Glück war die Elfe durchtrainiert, und ihre kräftigen Bauchmuskeln hatten einiges von dem Hieb abgefangen. Trotzdem sah die Wunde übel aus.

Er strich über Leandras Haut; sie fühlte sich starr und eiskalt an. Hatten die Lebensgeister Leandra bereits verlassen? Oder war die Halbfelfe nur unterkühlt, weil sie so lange bewusstlos auf dem eisigen Boden gelegen hatte?

Er hoffte Letzteres. Und vielleicht hatte die Kälte der Nacht sogar Leandras Leben gerettet. Garlan war kein Heilkundiger, aber in seinem alten Leben als Kämpfer und Soldat hatte er einen alten Feldarzt über dessen Theorie reden hören, dass offene Wunden deshalb so oft zum Tod führten, weil unsichtbar kleines Ungeziefer, das sich bei hohen Temperaturen besonders gut vermehrte, in das Fleisch eines Verwundeten eindrang und es mit seinen Sekreten entzündete. Die meisten von Garlans Kameraden hatten damals darüber gelacht, aber Garlans eigenen Erfahrungen zufolge kam es in einem kalten Klima weniger oft zu Wundbrand als unter einer heißen Sonne.

Garlan presste den Zeigefinger gegen Leandras Halsschlagader und schickte ein kurzes Stoßgebet zu den Göttern. Diesmal nicht an Kuan, den Gott des Krieges, sondern an Lumen, den Gott des Lebens, des Lichtes und der Heilung. Lumen hatte noch nie Garlans Stimme im Gebet vernommen, aber der Krieger wagte zu hoffen, dass Lumen nicht nachtragend war.

Dann hielt der Krieger den Atem an, um sich auf Leandras Pulsschlag zu konzentrieren.

Da war etwas. Ein leichtes Pochen.

Leandra lebte!

Doch noch wagte es Garlan nicht, erleichtert aufzuatmen. Wenn das Lebensfeuer eines gesunden Menschen eine lodernde Flamme war, dann war in Leandra nur noch ein Fünkchen davon übrig. Garlan zerriss einen Teil seines Hemdes (der Kampf mit dem Werwolf hatte ohnehin nur Fetzen davon übrig gelassen) und improvisierte

damit einen Notverband für Leandras Wunde. Er zurrte den Verband fest, um die Blutung zu stoppen, und wuchtete die Halbelfe hoch.

Leandra gab dabei keinen einzigen Laut von sich, sie war in tiefe Bewusstlosigkeit gefallen. Ihr Körper fühlte sich in Garlans Armen schlaff und kalt an.

Garlan selbst perlte trotz der Kälte Schweiß auf der Stirn. So schnell er es mit der Halbelfe in den Armen konnte, trabte Garlan durch den Morgen, ließ bald den Wald, bald die umgebenen Hügel hinter sich. Sein Ziel lag hinter dem Horizont: Vier oder fünf Rauchfahnen stiegen kerzengrade in den Morgenhimmel, von der aufgehenden Sonne rötlich eingefärbt.

Keuchend und erschöpft von dem langen Kampf mit der Bestie und Leandras Gewicht, erreichte Garlan bald ein natürliches Hindernis. Ein einst wohl mächtiger, aber seit Urzeiten ausgetrockneter Fluss hatte sich in das weiche Gestein der nordöstlichen Ebene gegraben und eine tiefe, zerklüftete Schlucht hinterlassen. Allein hätte Garlan sicher keine Probleme gehabt, den Abgrund kletternd zu überwinden, aber mit der immer noch bewusstlosen Leandra war ein solches Unterfangen aussichtslos. Fluchend stapfte Garlan am Rand der Schlucht entlang. Irgendwo musste es eine Brücke geben.

Nach wenigen Minuten stieß der Krieger tatsächlich auf eine kleine Handelsstraße, die sich ein paar hundert Schritte lang parallel zur Schlucht entlangzog und zu einer Brücke führte. Die Brücke bestand aus Holz, das geölt war und in der Morgensonne glänzte. In der Mitte der Brücke hatten ihre Erbauer einen kleinen Wachturm mit einem Spitzdach errichtet.

Vorsichtig, wie es seine Art war, duckte sich Garlan in die Deckung eines Strauches und spähte zum Wachturm hinüber. Drei mit Schwertern und Speeren bewaffnete Männer standen vor dem Turm Wache, gingen auf und ab und blieben gelegentlich stehen, um sich zu unterhalten. Der Ostwind trug Fetzen von Gelächter zu Garlan herüber. Diese Männer mochten bewaffnet sein, echte Krieger waren sie mit Sicherheit nicht. Umso besser.

Trotz des anheimelnden rötlichen Morgenlichtes wurde Leandras Haut immer blasser. Auf dem notdürftig angelegten Verband blühte eine Rose aus Blut; die Wunde musste wieder aufgebrochen sein. Für ein Scharmützel mit irgendwelchen Soldaten blieb Garlan keine Zeit mehr.

Oder besser: Leandra blieb keine Zeit mehr.

Garlan legte Leandra hinter dem Gebüsch vorsichtig zu Boden und erhob sich aus seiner Deckung. Er zog den Gürtel mit seinem Schwert so um die Hüfte, dass sich der Schwertknäuf schwer erreichbar hinter seinem Rücken befand – eine allgemein bekannte Geste, die besagte, dass man nicht vorhatte, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Zumindest war diese Geste zu Garlans eigentlichen Lebzeiten allgemein bekannt gewesen; er hoffte, dass sich daran nichts geändert hatte.

Er atmete tief durch und ging dann mit schnellen Schritten auf die Brücke zu.

Die Wachen am Turm waren tatsächlich alles andere als ausgebildete Soldaten. Obwohl Garlan sich keine Mühe machte, seine Ankunft zu verbergen, erblickten sie ihn erst, als er schon am Fuß der Brücke stand, so sehr waren sie in ihre Unterhaltung vertieft gewesen. Der Geruch von Brot und geröstetem Getreidesud lag in der Luft; wahrscheinlich hatten die Wachen gerade ihr Frühstück beendet.

Ein hagerer Mann mit schulterlangem Haar und einem Spitzbart entdeckte Garlan als Erster. Seine Uniform saß etwas besser und war etwas gepflegter als die der anderen; Garlan vermutete, dass es sich um den Befehlshaber der Wache handelte, vielleicht eine Art Hauptmann.

Der Mann mit dem Spitzbart hatte sich grade noch mit seinen Leuten unterhalten, nun sah er Garlan und griff nach seinem Schwert. Die anderen Wachen folgten dem Blick ihres Kommandeurs und packten ebenfalls ihre Waffen.

„Wer da?“, rief ihr Anführer. „Wer bist du? Und was willst du?“ Die Stimme des Mannes verriet eine gewisse Anspannung, zumin-

dest aber keine besondere Freude darüber, dass ein Fremder plötzlich am Fuß der Brücke stand.

Garlan blieb stehen und hob die Hand zum Gruß. „Mein Name ist Garlan. Ich bin ein Reisender und habe eine Weggefährtin, die schwer verletzt ist. Ich bitte euch um Hilfe.“

Der Hauptmann blickte Garlan unschlüssig an, nicht sicher, ob er den Worten des Fremden trauen konnte.

„Wem gehört dein Treueschwur, Garlan? Mirthual oder Nielthahn?“

Garlan zuckte mit der Schulter. Er hatte keinen der beiden Namen je gehört. „Wem muss er gehören, damit ihr mir helft?“, fragte er.

Die Männer blickten ihren Hauptmann an. Der schüttelte ungläubig den Kopf. „Du kennst nicht die Namen der Barone? Nicht einmal den des Herrschers, auf dessen Grund du gerade gehst?“

„Ich komme von weit her“, antwortete Garlan. Die Sorge um Leandra machte ihn ungeduldig. Diese kleine, offenbar schlecht ausgebildete Soldatenschar wäre kein ernst zu nehmender Gegner für ihn gewesen, doch mit einem gewaltsam erzwungenen Zugang zum Dorf wäre nichts gewonnen. „Welchem dieser beiden Barone gehört euer Dorf an? Ich garantiere euch meine Loyalität zu ihm, solange ich auf seinem Boden wandle. Aber noch einmal: Ich brauche Hilfe. Habt ihr einen Heilkundigen in eurem Dorf?“

„Dies ist die Mark des Barons von Nielthan“, erwiderte der Hauptmann.

„Gut. Dann gilt Nielthan ab sofort meine Treue. Gewährt ihr mir nun freies Geleit?“

Der Hauptmann lachte auf und seine Männer entspannten sich. Ihre Hände lösten sich von den Knäufen ihrer Schwerter. „Willkommen dann, Garlan, Vasall von Nielthan. Mein Name ist Verlon. Wo ist deine Gefährtin?“

Hauptmann Verlon trat vor und schüttelte Garlans Hand. Sein Blick fiel auf die zerfetzte Kleidung des Kriegers und die zahlreichen Verletzungen darunter.

„Was ist mit euch geschehen?“, fragte Verlon.

„Ein Werwolf. Er hat mich und meine Gefährtin angegriffen.“

„Der Werwolf? Und ihr weilt noch unter den Lebenden?“ Verlon blickte Garlan überrascht an, und der Krieger spürte auch die Blicke der anderen Soldaten auf sich. Die Tatsache, dass er die Konfrontation mit der Bestie überlebt hatte, schien sie mehr als alles andere zu überraschen.

„Das hat Zeit. Ich erzähle euch alles später. Nun brauche ich eure Hilfe.“

„Natürlich.“ Verlon nickte zwei seiner Männer zu. Sie folgten Garlan mit schnellen Schritten zu dem Gebüsch, hinter dem er das Mädchen auf den Boden gebettet hatte.

Einer der Männer, ein Jüngling mit strohblondem Haar, starrte fasziniert auf die spitzen Ohren Leandras. „Eine ... eine Elfe?“

„Halbelfe“, erwiderte Garlan nur kurz. Dann half er den Männern, Leandra über die Brücke in das Dorf zu tragen.